

Zu wenig Platz für Supersprinter?

In der Natur lauern weitaus mehr Gefahren auf die Geparden und andere seltene Arten als in einem fränkischen Zoogehege

Häufig übertragen die Besucher fälschlicherweise ihre eigenen Maßstäbe und Erfahrungen auf die Wildtiere

Sie sind schnell, schön und erobern leicht das Herz der Besucher. Geparden sind Sympathieträger im Nürnberger Tiergarten. Vor allem die Jungtiere erweisen sich immer wieder als Publikumsmagnete. Aber die schnellsten Katzen der Welt wecken auch Zweifel bei manchem Tierfreund. Es geht meist um die Frage, ob es richtig ist, solche Bewohner von Savannen und Steppen in ein relativ kleines Gehege zu sperren. Diese Überlegungen sind für den Tiergardendirektor Dag Encke ein gefundenes Fressen. Wenn er sich mit den häufig geäußerten Bedenken auseinandersetzt, holt er zum großen Rundumschlag aus. Schließlich ist ihm bewusst, dass Politiker ähnlich denken. Nur dass diese mit ihrem gesetzlichen Regulierungswillen das Schicksal ganzer Populationen von Tieren maßgeblich beeinflussen. Weil sich die meisten Menschen gerne von der menschlichen Sichtweise leiten lassen, kommt es aus Sicht von Zoologen häufig zu Missverständnissen darüber, was den Tieren wirklich nützt und was nicht.

Stress exakt messbar

Um herauszufinden, welche Art Stress das Tier erleidet, sind einige wissenschaftlich exakte Methoden entwickelt worden. Das ist für Encke die einzige Art, Auskunft über das Wohlbefinden der Tiergarten-Bewohner zu erhalten. Das Stresshormon Cortisol, das beispielsweise in Haaren nachweisbar ist, gehört zu den wichtigen Indikatoren für die Bewertung, ob das Tier artgerecht untergebracht ist. Denn das Stresshormon wird verstärkt gebildet, wenn das Tier Angst hat, sich bedroht fühlt oder sozialen Konflikten ausgesetzt ist.

Da ein Gepard in seinem Gehege am Schmausenbuck vor seinen Feinden gut geschützt ist, meistens allein lebt und einen geregelten Tagesablauf hat, sind die Stressfaktoren so gering, dass es eher eine Herausforderung sei, das Tier trotzdem auf Trab zu halten, sagt Encke. Deswegen lassen sich die Tierpfleger allerlei einfallen, um die Neugierde oder, besser gesagt, das Jagdverhalten der Tiere nicht einschlafen zu lassen. Dafür wurden extra Vorrichtungen ausgetüftelt, die das Jagen der Beute anstrengend und abwechslungsreich machen.

Dass ein Gepard in seinem Gehege seine Spitzenleistung, ein Lauftempo von bis zu 100 Kilometern in der Stunde, nicht entfalten kann, ist nachvollziehbar. Zoologe Encke sieht die besonders ausgeprägte Fähigkeit zu schnellen Sprints ganz emotionslos. Der Gepard ist in freier Wildbahn dazu fähig, aber nur, damit er seine ebenfalls sehr schnelle Beute erwischt. Nach einer solchen extremen Belastung sei der Gepard ausgepumpt und liege erst einmal etwa 40 Minuten neben seiner Beute, um sich zu erholen, bevor er sie verzehren könne. Diese Phase sei sehr kritisch, weil andere Tiere ihm das Futter streitig machen könnten. Doch die Energiereserven der schnellen Katze reichen lediglich für zwei bis drei solcher extremen Läufe aus. Danach würde der

Gepard entkräftet sterben, falls ihm kein Erfolg beschert ist, meint der Zoodirektor. Denn um die Geschwindigkeit überhaupt zu erreichen, habe die Großkatze ein genau austariertes Gewicht. Jedes Gramm zu viel gefährde ihr Leben ebenso wie jedes Gramm zu wenig.

Dieser harte Überlebenskampf fällt im Tiergarten weg, was Encke zu den positiven Punkten der Haltung von Geparden in Zoos zählt. Ein weiterer Aspekt ist ebenfalls provokant, aber einleuchtend. „Heute gibt es keinen Platz mehr für wilde Tiere in der Natur“, ist der Direktor überzeugt. Die „Naturverklärtheit“ sei anachronistisch. Es gebe keinen Winkel auf der Erde, der nicht von Menschen beeinflusst sei. In der Heimat der Geparden, die laut Wikipedia insgesamt 24 afrikanische Staaten umfasst, leben die Bewohner häufig von Viehzucht. Sie verjagen oder töten die Wildkatzen. Hier liegt die Hoffnung auf dem Tourismus, der für die Einheimischen eine lukrative Einnahmequelle bedeutet. Naturschutzprogramme, die auf Ausgleichszahlungen für erlittene Schäden durch Wildtiere setzen, sind ein weiteres Schutzinstrument.

Eingriff treibt Population nach oben

„Ohne sozio-ökonomische Konzepte lässt sich Artenschutz nicht betreiben“, betont Encke. Durch das Eingreifen der Menschen werde die Population bei den Geparden nach oben getrieben. Das Erhaltungszuchtprogramm, die strenge Regulierung von Wildtierfängen und die Stigmatisierung von privaten Züchtern ergeben insgesamt eine Situation, die von einem komplexen Regelwerk dominiert wird. Encke meint, dass dies nur effektiv sein kann, „wenn der Mensch sich selbst zurücknimmt“. Er müsse dem Tier die richtigen Fragen stellen, ohne zu versuchen sich in es hineinzusetzen und seine eigenen Gefühle auf das Tier zu übertragen. Denn der Mensch verfügt über einen ganz anderen Erfahrungshintergrund als das Tier, erläutert Encke einen wichtigen Grundsatz im Umgang mit Tieren, der auch einen wissenschaftlichen Hintergrund hat.

Bei der Fortpflanzung der Geparden im Nürnberger Tiergarten wird deutlich, wie elementar diese Unterscheidung zwischen menschlicher und tierischer Perspektive ist. Während die Besucher sicherlich häufig denken, warum ist denn die arme Gepardin allein im Käfig, ist es aus zoologischer Sicht unabdingbar die Tiere zu trennen. Wenn Männchen und Weibchen ständig innerhalb eines Geheges gehalten werden, funktioniert das nicht, weil die Gepardin nicht läufig wird. Nur die räumliche Trennung setzt den Fortpflanzungstrieb in Gang. Damit die Mutter den Nachwuchs säugen kann, muss mehr als ein Junges zur Welt kommen. Die Wurfstätte platzierten die Geparde in der Regel weit weg von der Tür, durch die ihre Pfleger ein- und ausgehen, nämlich ganz nah an den Besucherweg. „Von dort aus droht keine Gefahr, hat das Tier gelernt. Denn bisher hat noch kein Besucher den Zaun überwunden“, erklärt Experte Encke. Inzwischen dürfen die Jungtiere übrigens länger als bisher bei der Mutter bleiben. In diesem Punkt hat der Tiergarten dazugelernt. Nun lebt die Tierfamilie bis zu zwei Jahre zusammen. Hintergrund ist das soziale Lernen für ein gesundes Selbstbewusstsein. Wenn die kleinen Geparden früher in andere Zoos abgegeben werden, sind sie noch zu klein. Auch hier gilt es zwischen den Interessen des Muttertiers, das ab einem gewissen Zeitpunkt vom Nachwuchs genervt ist, und den Bedürfnissen der Jungen eine Balance zu schaffen.

Jagdinstinkt brach durch

Und wie sehen die Kleinen das? Immerhin hat der Ausbruch eines jungen Geparden Besucher und Medien gleichermaßen in Aufregung versetzt. Dieser Drang, die Bäume hochzuklettern, sei ganz normal und verschwinde, wenn die Tiere größer werden, erläutert Encke. Dass es beinahe zur Katastrophe gekommen ist, liege am Eingreifen des Menschen. Denn als der kleine Gepard in der Astgabel hängengeblieben ist, wollte ihm der Tierpfleger zu Hilfe eilen. Von der Mutter war dieses Vorgehen aber als Bedrohung empfunden worden. Sie hat ihre anderen Jungen gewarnt, sodass sie die Flucht antraten. Bei einem weiteren Zwischenfall, diesmal mit dem erwachsenen Männchen Turbo, sei der natürliche Jagdinstinkt durchgebrochen, berichtet Encke. Auch hier haben sich Mensch und Tier aus seiner Sicht offenbar wieder einmal missverstanden. Was für die Geparden ein ganz natürliches Verhalten war, wurde von den meisten Beobachtern als Freiheitsdrang interpretiert. Bis zum Jahresende sind übrigens alle fünf Junggeparden ausgezogen, drei von ihnen leben jetzt in Griechenland.

Text: Petra Nossek-Bock

Foto: Michael Matejka

[stuporter/fotolia.com](https://www.stuporter/fotolia.com)